

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur Karl Bendisch, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 25. Juni 1903.

(Nachdruck verboten.)

## Gelöste Rätsel.

Kriminalroman von Theo von Blaufensee.  
(Fortsetzung.)

Lachend wandte sich hierauf Hans an Pedro und sagte: „Diesmal war ich das kreditwürdige Objekt. Na, wenn die Koffer 'mal ankommen werden, dann pumpen sie mindestens einen Monat lang!“

„Sehr gut für uns!“ gab Pedro zur Antwort und fuhr fort: „Aber Du, Hans, ich hätte bereits wieder einen Auftrag für Dich!“

„Rentabel?“

„Sehr!“

„Also los!“

„Es ist vor uns ein Jude abgestiegen. Bankier, wohl sehr reich! Nathan Rosenstengel! Mit Frau und Tochter. Erkundige Dich näher!“

„Gewiß!“ gab Hans zurück und fragte dann: „Was gedenkst Du zu tun?“

„Das weiß ich selbst noch nicht! Das werde ich schon sehen!“

Der Kellner erschien jetzt wieder, mit ihm ein Piccolo. Beide servierten das bestellte Essen und entfernten sich schleunigst wieder, nachdem der Kellner sich vorher noch nach etwaigen Wünschen des Herrn erkundigt hatte.

Die beiden setzten sich hierauf an den Tisch und verzehrten mit größtem Appetit den delikats zubereiteten Rehbraten. Während der Mahlzeit wurde fast kein Wort gesprochen, nur ab und zu fiel eine Bemerkung über das Mahl und die vortreffliche Zubereitung.

Als sie alles verzehrt hatten, schellte Hans dem Kellner, der auch sofort erschien und die Reste fortnahm. Als der Kellner das Zimmer wieder verlassen hatte, griff Hans nach seinem Glas und rief: „Prosit!“

„Prosit!“ nickte ihm Pedro zu und fragte dann: „Was wollen wir leben lassen?“

„Nicht lange besonnen“, antwortete dieser darauf, „Monnard soll leben und die 50 000 Mark daneben!“

Beide tranken ihr Glas leer.

Pedro lächelte hierauf und sagte: „Ich dankel! Aber nicht zu laut! Man sagt, Wände hätten Ohren.“

„Aber keinen Kopf!“ gab Hans schlagfertig zurück.

Pedro lächelte wieder und schellte abermals, um ein neues Glas Bier bringen zu lassen.

### IV.

#### Erfolglos.

Sangsam schlenderte Braun den Weg vom Polizeigebäude in die Vorstadt hinaus, zur Wohnung des Hauptzeugen Lotter.

In seinem Gehirn wälzte sich Gedanke auf Gedanke. Was er schon mit aller Sicherheit für unerschütterlich wahr gehalten hatte, das hatte dieser eine Brief vernichtet. Das Datum des Poststempels hatte er nochmals mittels einer Lupe geprüft, aber es hieß immer: „Vormittag zwischen 7 und 8 Uhr.“ Es war aber vollständig ausgeschlossen, daß der Mörder um diese Zeit bereits wieder in Frankfurt war.

So viel er über die Sache auch nachdachte, der Verdacht blieb immer auf diesem Pedro Serrao haften. Nur dieser hatte an dem Morde Monnards ein Interesse, denn nur auf diese Weise konnte er die Versicherungssumme erheben. Und war es denn nicht möglich, daß einer von den beiden, entweder der Herr oder der Diener vorausgereist war, während der andere, um sicher zu gehen, den Brief besorgte und dann erst nachkam. Er fand diese Möglichkeit sogar sehr wahrscheinlich. Jedenfalls konnte die Aussage des Zeugen Lotter allein Klarheit schaffen. Dieser mußte die beiden sehen und dann könnte er bestimmt sagen, welcher von den beiden der Mörder war.

Wenn er aber keinen als den Täter wiedererkannte? Mußten es gerade diese sein! Konnte nicht auch irgend ein fremder Bursche die Tat begangen haben? Aber warum nahm er dann den Kopf mit? Dieselbe Frage konnte er auch bei dem Brasilianer aufwerfen. Er fand nirgends eine befriedigende Lösung.

Schon war er über die Reichenbachbrücke geschritten und in der Vorstadt angekommen, als ein neuer Überführungspunkt ihm zu Gedächtnis kam. Schlug aber auch dieser fehl, dann mußte er in dieser Richtung die Verfolgung fallen lassen.

Nach kaum etwa zehn Minuten betrat er das Zimmer des Zeugen Lotter, der natürlich sehr erstaunt war, als der Detektiv schon wieder zu ihm kam, nachdem er doch mittags bereits über zwei Stunden lang verhört worden war. Umso mehr war er überrascht, als ihm Braun mitteilte, daß er ihm folgen solle; man habe zwei Personen als die vermutlichen Täter in Verdacht. Diese müsse er sich ganz genau ansehen, ob einer von ihnen der von ihm beobachtete Mann sei.

Die beiden gingen zusammen wieder der Altstadt zu.

Unterwegs stellte Lotter verschiedene Fragen über den vermutlichen Täter, und auf welche Weise man so rasch seine Spur gefunden habe. Er erhielt jedoch auf keine seiner Fragen eine Antwort. Sie hatten den Weg bis zur Neuhauserstraße in ziemlich raschem Tempo zurückgelegt, so daß sie schon nach etwa einer Viertelstunde vor dem Hotel anlangten. Hier fragte Braun den am Eingange stehenden Portier, ob bei ihnen zwei Fremde aus Brasilien eingetroffen wären, ein Herr und ein Diener. Der Gefragte bestätigte dies und nannte die Zimmer Nr. 13 und 14. Braun bedankte sich für die Auskunft und ging dann mit Lotter wieder weiter, nach dem Karlstor zu.

Auf dem Wege erklärte ihm Braun, was er zu tun habe und wie er sich verhalten müsse. „Es sind zwei Personen, von denen einer vermutlich den Mord begangen hat. Sie gehen mit mir in das Zimmer und kümmern sich gar nicht um das, was ich spreche. Sie sehen sich sowohl den Herrn, den ich als Serrao anspreche, genau an und auch seinen angeblichen Diener. Sie machen dabei nicht die leiseste Bemerkung. Bleiben Sie ganz ruhig, auch wenn Sie den Mörder erkennen. Haben Sie mich verstanden? Es kommt sehr viel auf Ihr Verhalten und Ihre Aussage an.“

Am Parterre fuhren die beiden wieder um und begaben sich in das Hotel. Als sie im ersten Stock ankamen, fragte ein Kellner, was sie hier wünschten. Braun sagte, er wolle Herrn Serrao sprechen. Der Kellner führte sie bis an das Zimmer und sagte dann: „Ich werde anfragen, ob der Herr zu sprechen ist.“

Er öffnete die Tür und rief in das Zimmer hinein: „Euer Gnaden, der Herr wünscht Sie zu sprechen.“

Darauf hörte Braun eine Stimme von innen rufen: „Ah, das wird Fritsch sein! Fritsch, komm nur rein!“

Braun biß die Lippen zusammen. Fritsch war der Vorname Monnard's. Sollte dieser Serrao wirklich keine Ahnung haben von dem, was geschehen war?

Braun betrat nun das Zimmer, während Lotter ihm nachfolgte. Der Kellner schloß die Tür hinter ihnen. Pedro stand am Fenster und rauchte eine Zigarre. Sonst war niemand im Zimmer. Als Pedro sah, daß ein Fremder statt des anscheinend Erwarteten erschien, entschuldigte er sich sofort und sagte, er hätte den Besuch eines Freundes erwartet.

„Des Herrn Monnard vielleicht?“ fragte Braun.

„Allerdings!“ antwortete darauf Pedro, der ein offenbar erstauntes Gesicht machte, „aber was wissen Sie davon?“

„Mein Name ist Braun, Detektiv.“

„Sehr erfreut!“ gab Pedro zurück. „Aber was verschafft mir die Ehre?“

Braun sah ein, daß er den ihm Gegenübergestellten nicht überraschen konnte; er war schon nahe daran, zu glauben, daß er einen Irrtum begangen habe, und machte nur noch einen, den letzten Versuch, ihn zu überrumpeln.

„Monnard ist in der Nacht vom 16. auf den 17. Juli ermordet worden!“

„Was! Ermordet! Das ist ja unmöglich!“

Das Entsetzen und Erstaunen zugleich, das man auf dem Gesichte Pedros wahrnahm, war so echt, so natürlich, daß es unmöglich erlogen sein konnte. Braun mußte sich selbst zugehen, daß dieser Mann unmöglich der Mörder sein konnte.

Pedro äußerte in lebhaften Worten sein Bedauern für seinen Freund. In der lebenswürdigsten Weise lud er dann die beiden ein, doch Platz zu nehmen und bat dann um nähere Mittheilung über die Mordthat.

Bereitwillig erzählte nun Braun die Tatsachen und fügte dann, wobei er Pedro scharf beobachtete, hinzu: „Die einzige günstige Nachricht, die ich Ihnen geben kann, ist, daß man den Mörder so ziemlich auf der Spur ist.“

„Das sollte mich sehr freuen,“ sagte Pedro darauf, „er war nämlich mein bester Freund. Zwar war er etwas leichtsinnig, größtenteils auf meine Kosten, na, schließlich ist er dafür auch der Freund!“

„Sie erleiden dadurch wohl einen bedeutenden Schaden?“ fragte nun Braun weiter.

„Nein! Gar nicht! Er hatte mir seine Lebensversicherungspolice als Pfand gegeben, die ich ja versehen kann!“

„Jetzt können Sie diese verkaufen, denn Monnard ist tot!“

„Mir wäre lieber, Monnard lebte noch!“

„Das will ich gern glauben!“ bestätigte darauf Braun, der nicht mehr den geringsten Zweifel an der Unschuld Pedros hegte. Er hätte jetzt nur noch gerne den Diener gesehen, um auch diesen den Zeugen gegenüberzustellen. Er dachte schon darüber nach, auf welche Weise er ein Erscheinen des Dieners bewirken könnte, wurde aber dieser Aufgabe überhoben, als Pedro wie entschuldigend zu ihm sagte:

„Sie verzeihen doch, wenn ich Hans holen lasse und die Schreckensnachricht ihm mitteile. Hans ist nämlich mein langjähriger Diener und ich stehe mit ihm auf ziemlich vertrautem Fuße.“

„Gewiß! Bitte, lassen Sie ihn nur rufen!“

Pedro schellte, und als gleich hernach ein Kellner erschien, befahl er ihm, sofort Hans herbeizuholen.

Bis der Diener kam, erzählte Pedro verschiedene gleichgültige Dinge von seinem Freunde, daß er mit diesem studiert habe, dann mit ihm mehrere Jahre auf Reisen gewesen sei, bis er vor etwa zehn Jahren ständig nach Rio de Janeiro übergesiedelt wäre, während Monnard bald in Berlin, Wien und München lebte.

Pedro war ein angenehmer Erzähler. Er plauderte so harmlos, daß der leiseste Zweifel beseitigt wurde.

Dieses Gespräch wurde schließlich durch das Erscheinen des Dieners unterbrochen, der gleich nach dem Eintreten fragte:

„Sie haben mich rufen lassen?“

„Ja!“ erwiderte Pedro. „Es ist etwas Entsetzliches passiert. Monnard ist gestern ermordet worden.“

Das Entsetzen des Dieners schien hierauf ebenso natürlich wie das seines Herrn.

Braun sah ein, daß er sich diesmal sehr geirrt hatte und entfernte sich bald darauf, indem er notwendige Dienstgänge vorschob.

Vor seinem Abgehen bat ihn Pedro noch, ob er nicht gelegentlich in seinem Bureau nach dem weiteren Verlauf der Angelegenheit nachfragen dürfe, was ihm Braun auch gestattete, jedoch mit der Bemerkung, daß dies nicht zu häufig der Fall sein dürfe.

Nachdem sich Pedro für diese Liebenswürdigkeit noch einmal bedankt hatte, begleitete er selbst beide zur Tür hinaus.

Braun ging mit Lotter die Treppe hinunter. Ehe beide noch den Toreingang verließen, sagte Lotter:

„Von den zweien war es keiner.“

Braun fragte ihn dann: „Wissen Sie das bestimmt?“

„Sawohl!“ gab hierauf Lotter zur Antwort.

„Ein Irrtum ist also vollständig ausgeschlossen!“

„Ja! Es ist keiner von beiden!“

„Gut!“

Hierauf trennte sich Braun von dem Zeugen. Während Lotter kopfschüttelnd nach Hause ging, begab sich Braun trotz der ziemlich späten Abendstunde noch in sein Bureau.

Im Laufe des Gesprächs hatte Pedro Serrao die Bemerkung fallen lassen, daß sie sich im „Leipziger Hof“ in Frankfurt aufgehalten hätten. Dorthin beschloß nun Braun zu telegraphieren. Er war fest entschlossen, alles zu tun, was ihm möglich sei. Er glaubte jetzt allerdings, daß die Ankunft des Pedro lediglich Zufall sei und er in keiner Weise mit dem Morde in Verbindung stehe, aber er wollte auch jeden Schein der Nachlässigkeit vermeiden.

In seinem Bureau füllte er ein amtliches Telegrammformular aus: „An Hotel „Leipziger Hof“, Frankfurt a. M. Wann und wie lange hielt sich in Ihrem Hotel der Rentner Pedro Serrao aus Rio de Janeiro auf? Reiste er allein ab oder in Begleitung seines Dieners. Sofort Drahtantwort. Diese bezahlt. Polizeidirektion München.“

Er begab sich hierauf mit dem Telegramm selbst auf die in nächster Nähe gelegene Hauptpost und gab es persönlich auf. Dann setzte er sich auf eine der Bänke und wartete die Rückantwort selbst ab.

Wer war der Mörder? Alle seine Eventualfälle waren zu nichte gemacht worden. Er mußte nun wieder von neuem zu suchen beginnen, um irgend einen Anhaltspunkt zu finden, der auf die Spur des Täters führen würde. Er ließ alle Einzelheiten, alle Mitteilungen, auch den Inhalt sämtlicher Briefe in Gedanken nochmals an sich vorübergleiten, aber es fand sich nirgends auch nur der leiseste Verdacht. Das Wichtigste und Bedeutendste war entschieden das Verschwinden des Kopfes.

Trotzdem für das Auffinden desselben eine namhafte Belohnung ausgesetzt war, war und blieb der Kopf verschwunden. Dies war an dem Fall Monnard das Geheimnisvolle. Braun, der sonst regelmäßig fast noch am Tatort selbst Einzelheiten wahrnahm, die auf die Person des Täters schließen ließen, war hier vollständig ratlos. Er erinnerte sich jetzt wieder, daß die Bänder der Schuhe rasch und eilig zugebunden waren. Was aber nützte das? Monnard war Junggefellc; er war eben zu phlegmatisch, die Bänder durch jede einzelneöse zu ziehen.

Etwa eine halbe Stunde hatte er vor sich hingeträumt, da wurde auch schon das Antworttelegramm aus Frankfurt gemeldet. Mit atemloser Spannung folgte Braun dem Ticken des Apparates, der auf dem schmalen Papierstreifen längere und kürzere Striche und Punkte zeichnete. Bald darauf hatte er auch schon die Depesche in Händen.

„An die Polizeidirektion, München. Serrao kam am Morgen des 16. Juli hier an und reiste am Morgen des 18. Juli mit seinem Diener nach München ab. Hotel „Leipziger Hof“, Frankfurt a. M.“

„Also vollständig schuldlos!“ murmelte Braun vor sich hin und kehrte jetzt erst nach Hause zurück.

Inzwischen verflossen die nächsten acht Tage, ohne daß sich in dem Verfahren Monnard auch nur das Geringste geändert hätte. Tag für Tag verging. Braun hielt Vernehmung auf Vernehmung ab. Er las alle Schriftstücke doppelt und dreimal durch, nahm wiederholt die Wohnung in Augenschein und ließ das Haus von oben bis unten durchsuchen. Aber es wurde nicht die geringste Spur weder vom Täter noch von dem verschwundenen Kopfe gefunden.

Je größer und umfangreicher die Akten des Falles Monnard wurden, um so geringer wurde die Hoffnung, den Mörder zu entdecken.

## V.

### V e r s c h w u n d e n .

Raum hatten Braun und Lotter das Zimmer verlassen und war Pedro dorthin wieder zurückgekehrt, da empfing ihn Hans mit schallendem Gelächter. Pedro dagegen begnügte sich mit einem verständnisvollen Nicken und sagte dann:

„Also den Braun wollen sie uns auf den Hals schicken. Ich glaube, der ist noch zu grün, um uns nahe kommen zu können.“

„Das ist doch 'mal zweifellos! Was hat denn der gute Junge alles gesagt?“

„Ach, ich habe mich nicht so sehr darum gekümmert. Auf mich hatte er Verdacht. Deshalb hatte er doch auch einen Figuranten, den stummen Zeugen, mitgenommen.“

„Der sah aber auch so dumm aus,“ versetzte hierauf Hans, „daß sie mit ihm wahrlich nicht Staat machen können.“

„Der findet mal sicher nichts, das steht fest.“

„Dieser Braun will uns wohl über sein?“

„Na! Du hättest nur sehen sollen, wie er mich bei jedem Worte fixierte, wie er immer lauerte, ob er keine Blöße finden oder mich überraschen könne.“

„Wenn der so 'ne Ahnung hätte von dem, was wir bestimmt wissen.“

„'s ist besser, er hat die Ahnung nicht. Und so plump wollte er mich fangen. Sagte er da zu mir, daß er den Mörder schon auf der Spur sei! Dabei hat er mich angeguckt, als wäre ich eben vom Himmel gefallen.“

„Auf den Schreden könnten wir heute Abend ein paar Flaschen Champagner die Hälse brechen.“

„Einverstanden!“ stimmte Pedro diesem Vorschlag bei.

Am Abend saßen auch Pedro und Hans in dem Zimmer des ersteren auf dem Diban, zu ihren Füßen stand der Eiskübel, und es folgte Flasche auf Flasche. Der Kellner rannte hin und her. Austern und andere Delikatessen wurden aufgetragen, und Burgunder und Sekt flossen in Strömen.

„Eigentlich hätten wir das Brauchen zu dieser Tafel einladen sollen!“ begann Pedro, der bald etwas angetrunken war.

Hans lachte aus vollem Halse zu diesem Wit und fügte dann hinzu: „Daß er am nächsten Morgen auch kopflos gewesen wäre!“

„Sa!“

Bis nachts gegen zwölf Uhr dauerte das Bechgelage, bis dann zuerst Pedro, später Hans, einschliefen. In der Trunkenheit hatten beide Wein und Speisen verschüttet und Gläser zerbrochen; in dem Chaos lag Hans auf dem Diban, Pedro dagegen war auf den Boden hingefunken und lag mit dem Kopfe in dem vergossenen Weine, der sein ganzes Gesicht rot färbte.

Als der Kellner bei seinem nächsten Eintreten dieses Bild sah, schüttelte er den Kopf, schloß die Tür ab und ließ die beiden liegen.

Der nächste Morgen ließ einen herrlichen Sommertag erwarten. Die Sonne schien durch die Fenster des Zimmers, und ihre Strahlen bildeten herrliche Farbenspiele in den feingeschliffenen Gläsern und dem funkelnden Wein. Richter huschten über das Bild hinweg und bald flimmerte hier, bald dort ein Sonnensfunken. Die beiden Betrunkenen lagen immer noch bewusstlos auf ihrem Plage. Wiederholt schon hatte der Kellner an der Tür gepocht, aber keine Antwort erhalten.

Erst als die Sonne schon im Zenith stand, erwachte Hans zuerst. Ein lautes Gähnen wurde vernehmbar, das auch Pedro aus seinem Schlaf aufschreckte. Mit stieren, gläsernen, schlaftrunkenen Blicken sahen sich die beiden an und brachen dann in ein schallendes Gelächter aus.

„Du siehst aber 'mal nett aus!“ lachte Pedro und zeigte auf die Kleidung und das Gesicht seines Genossen, die überall mit Wein und Fettflecken besudelt waren.

„Und Du!“ war die Gegenantwort.

Nun besahen sich beide im Spiegel und merkten, daß einer dem andern in nichts nachstand.

„Du,“ begann nun Hans, „der Wein hat die Narbe ganz verwaschen. Ich muß Dir deshalb eine frische annalen. Ich lasse den Kellner kommen. Stell' Dich an das Fenster und laß' Dich nicht sehen!“

Auf das Läuten trat dann auch bald der Kellner ein und beseitigte auf einen Wink von Hans sämtliche Überreste des Gelages.

„Sind unsere Koffer schon angekommen?“ fragte hierauf Pedro, ohne dem Befragten sein Gesicht zuzukehren.

„Zawohl!“ antwortete dieser. „Zwei große und ein kleiner.“

„Lassen Sie die Koffer hierherbringen.“

„Zu Befehl Euer Gnaden!“

Bald brachten auch zwei Bedienstete die Koffer herbeigeschleppt, die sie an dem ihnen von Hans angewiesenen Plage

hinstellten. Es waren zwei sehr große Koffer, welche den Anstrengungen der Träger nach schwer sein mußten, sowie ein bedeutend kleinerer.

Nun reinigten die beiden vorerst ihr Gesicht und wuschen sich die Hände. Es zeigte sich dabei, daß die Narbe Pedros an der Stirn verschwunden war. Hans nahm deshalb aus seiner Tasche ein Etui mit Ölfarben, und nach kaum fünf Minuten war die Narbe wieder hergestellt.

„Setz Wäsche, Kleider! Die unsrigen können wir nicht mehr brauchen“, sagte dann Pedro.

„Allerdings nicht mehr! Hast Du gesehen, wie die armen Kerle an den Koffern zu schleppen hatten?“

„Du hast sie wahrscheinlich wieder furchtbar angefüllt. Wenn sie nur nicht mal plagen.“

„Die sind Prima-Qualität.“

Während dieses Gesprächs packte er aus dem kleinen Koffer zwei Anzüge, Wäsche und Socken aus, dann war der Koffer leer.

„So! Beim nächsten Umzug wird das Gepäck etwas leichter sein.“

„Sei froh!“

„Wenn nur die Kreditwürdigkeit nie vergessen wird!“

Es machten nun beide Toilette. Etwa nach einer Stunde entfernte sich Pedro, um den Sterbeschein für Monnard herbeizuschaffen, damit von der Versicherungsgesellschaft die 50 000 Mark ausbezahlt würden. Vorher noch ermahnte er Hans, Erkundigungen über die Familie Rosenstengel einzuziehen. Bis gegen Mittag wollte er wieder zurück sein.

Pedro begab sich in das Bureau des Detektivs Braun und erkundigte sich hier, ob man seinen Freund schon beerdigt habe. Dabei äußerte er auch Braun gegenüber sein Bedauern, der bei dem Muffchen, das diese Mordtat erregt hatte, die ganze Verantwortung zu tragen habe.

Mit der größten Liebenswürdigkeit erzählte ihm hierauf Braun, daß man Monnard bald nicht hätte beerdigen können, da dessen Identität nicht nachgewiesen war.

„Ja, ist denn der Kopf meines armen Freundes immer noch nicht gefunden worden?“ unterbrach ihn Pedro.

„Weider nicht! Erst durch die Hausfrau, die bestätigte, daß Größe und Figur, Kleidung und Gestalt ganz genau stimmten, wurde dann die Identität festgestellt und der Sterbeschein ausgefüllt. Dann konnte er natürlich auch beerdigt werden!“

„Ach Gott! Und ich konnte der Beerdigung nicht einmal beiwohnen!“ jammerte Pedro.

„Die Beerdigung fand bereits gestern Nachmittag drei Uhr statt!“

„Gerade um diese Zeit kam ich hier an!“

„Ich kann nur mein Bedauern aussprechen!“ versetzte hierauf Braun.

„Was soll ich hier noch tun? Sterbeschein! Muß ich nicht auch einen solchen haben, um bei der Gesellschaft mein Geld zu erheben?“ Diese Frage warf Pedro nur so oberflächlich hin, als lege er auf deren Beantwortung weiter kein Gewicht.

Braun erklärte ihm nun auch, wohin er sich in diesem Falle wenden müsse und was er noch alles benötige, um das Geld erheben zu können.

„Sie sind zu liebenswürdig!“ sagte darauf Pedro. „Ich habe die deutschen Beamten schon so oft loben hören. Es wäre mir ein Vergnügen, wenn ich Ihnen meine Dankbarkeit in irgend einer kleinen Gefälligkeit bezeugen könnte.“

Braun lehnte dies höflich ab mit dem Bemerken, daß es ihnen strengstens verboten sei, auch nur das Allergeringste anzunehmen.

Pedro entfernte sich hierauf dankend.

Als er das Bureau verlassen hatte, murmelte Braun vor sich hin: „Da sieht man wieder, wie leicht man einem Menschen unrecht tun kann.“

Pedro fuhr jetzt sofort zum Standesamt und ließ sich einen Sterbeschein ausstellen, besorgte noch die verschiedenen Papiere, die nötig waren, um das Geld zu erheben, und begab sich dann persönlich in das Bureau der Versicherungsgesellschaft, die in München ihren Sitz hatte, legte dort alle Papiere, sowie die Police vor und fragte dann, bis wann das Geld wohl ausbezahlt werde.

„In drei bis fünf Tagen“, war die Antwort darauf.

Erst nach dieser Zusicherung begab sich Pedro zurück in das Hotel, wofür ihn Hans bereits erwartete.

„Nun?“ fragte dieser sofort.

„Famos!“

Es gingen hierauf beide in das im Erdgeschoß gelegene Restaurationstlokal und ließen sich Bier bringen, sowie ein Diner servieren, da es bereits ein Uhr war.

„Was hat denn der Braun gesprochen?“

„O! Der war sehr liebenswürdig! Trinken wir auf sein Wohl! Profit!“

Sie stießen heimlich mit den Gläsern an und tranken von dem säumenden, erfrischenden Raß. Dann fuhr Pedro in seiner Erzählung fort: „Er war sogar so freundlich und instruierte mich in ausführlicher Weise, wie ich das Geld erheben könne.“

„Der Kerl ist zum küssen!“

„Das ist er auch!“

„Du!“ sagte nun in ersticktem Tone Hans, „Du, ich glaube, Monnard ist nicht der einzige, der keinen Kopf hat.“

„Monnard?“ sagte lächelnd Pedro.

„Nur ja, Monnard, den sie gestern begraben haben!“

„Ah so! Aber was hast Du erfahren können?“

„Der Rosenstengel mit seiner Frau und seiner Tochter ist gestern abgereist!“

„Gut! Hätte Geld für uns da lassen können!“

„Das hätte er allerdings sollen. Aber er hat es nicht getan.“

Die nächsten Tage verbrachten die beiden auf gemeinsamen Spaziergängen in der Stadt und machten Ausflüge in die nächste Umgebung. Das Diner und Abendessen, sowie Frühstück ließen sie sich meistens in ihren Zimmern servieren, so daß zunächst alles auf die Rechnung geschrieben wurde. Auf diese Weise hatte sich der Barbestand der beiden nur um ganz geringe Summen vermindert.

Als sie nun wieder einmal durch die Straßen der Stadt schlenderten, bemerkten sie an den Plakatsäulen grelle, rote Zettel, die jedem Passanten sofort auffallen mußten. Es wurde hier für die Auffindung des Kopfes des ermordeten Monnard eine Belohnung von 100 Mark ausgesetzt, für die Entdeckung des Mörders waren 1000 Mark versprochen. Auf der Ausschreibung stand auch das genaue Signalement des Mörders nach Angabe des Zeugen Lotter.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Mit dem Kaffe.

Ein Jagdabenteuer in den Bighorn Mountains von  
Friedrich S. Bajeken.

Als ich damals hoch oben in den Bighorn-Mountains (Wyoming) am Ufer des über Steingeröll und Felsblöcke talabwärts brausenden Powder River meine Blockhütte erbaut hatte, wurde ich von dem sich ungewöhnlich früh einstellenden Winter

überrascht. Ich hatte für meine beträchtliche Anzahl Pferde nicht vorgesorgt, wie es die Rancher (Biehzüchter) für ihre frei im Rande umherlaufenden Rinder tun, indem sie im Herbst große Grasstrecken abmähen und das gewonnene Heu in Mieten überall aufstapeln, damit das Vieh, wenn hoher Schnee den Boden bedeckt, nicht ganz ohne Futter ist. — Meine Pferde mußten eben sehen, wo sie etwas fanden; das einzige, was ich für sie tun konnte, war, möglichst oft ihre Weideplätze zu wechseln.

Sehr spärlich war die Nahrung überall, und wenn die Pferde manchmal von den ihnen angewiesenen Plätzen abirrten und auf eigene Faust auf die Suche nach Futter gingen, durfte ich es ihnen wahrlich nicht verdenken. Uns, mir und einem meiner zwei Leute, einem Neger, machten sie dadurch allerdings viel Mühe, denn häufig mußten wir sie teilweise manchmal aus tiefen, schwer zugänglichen Schluchten oder von schwindelnden, an gährenden Abgründen entlang führenden Pfaden wieder in irgend einen der vielen, in den Bergen vorhandenen Talkessel zusammentreiben, wo dann die Pferde, welche wir für unseren Bedarf gebrauchten, gegen diejenigen Tiere, welche uns einige Tage ihre Dienste geleistet hatten, ausgewechselt wurden.

Dabei war mir der Neger — Anderson Picket mit Namen — nicht nur als äußerst gewandter Reiter, sondern hauptsächlich auch durch seine ungemeine Geschicklichkeit im LassoWerfen von großem Nutzen. Ein verständnisinniges Kopfnicken, sobald ich ihm den einzufangenden Gaul genannt hatte, und schon jagte er der sich dicht zusammendrängenden, scheu davonstürmenden Herde nach. Einige Male schwang er den Lasso tausend um den Kopf durch die Luft, und gleich darauf saß die Lassoschlinge dem von mir bezeichneten Pferde um den Hals. Ein lauter, freudiger Sauchzer folgte dann stets der Tat. Es war eine Art Leidenschaft, mit der Anderson Picket den Lasso handhabte.

Es war eine treue, gute Seele, der Anderson. Sein bischen Habe hatten ihm gewissenlose Menschen im fernen, südlichen Texas, wo er daheim war, abgeschwindelt, und nun hatte er, kurz entschlossen, sein junges Weib Karolina und sein kaum ein Jahr altes Söhnchen bei guten Freunden untergebracht und war als Cowboy (Biehnacht) nach dem Norden gezogen. Hier erhielt er dreimal so viel Lohn als in Texas, und so durfte er hoffen, in etwa zwei Jahren so viel zusammengespart zu haben, um sich in seiner Heimat wieder ein kleines Besitztum ankaufen zu können, auf dem er, wenn auch bei rastloser Arbeit, doch sorgenlos mit den Seinen zu leben vermochte.

Daß ich ihn gern hatte, merkte er bald, und dankbar schloß er sich mir an, wie ein treuer Hund seinem Herrn.

Während mein anderer Mann in der Blockhütte die „häuslichen Arbeiten“ verrichtete, kochte und sich in anderer Weise dienlich erwies, machten Anderson Picket und ich uns alltäglich nach den Pferden auf den Weg, wobei es mir nie an Unterhaltung fehlte. Entweder erzählte mein Begleiter in drastischer Weise von seinen Erlebnissen in der fernen, sonnigen Heimat oder bemühte sich immer und immer wieder, mir die blendende Schönheit seines schwarzen Weibes oder die trotz seiner Jugend geradezu rätselhaft große Behendigkeit und Klugheit seines Söhnchens zu schildern, von dem er nicht oft genug mit strahlenden Augen und in stolzer Vaterfreude wiederholen konnte, daß derselbe so schwarz sei, als schwarz überhaupt nur sein könne. — Oft hatte ich aber auch zu trösten, wenn die Sehnsucht nach Weib und Kind ihn übermannte und in ihm seine sonst im allgemeinen frohe Laune gar nicht wieder zum Durchbruch kommen wollte.

So war es auch eines Morgens, als wir wieder einmal in den hellen Wintermorgen hinausritten.

Es war grimmig kalt. Der blendend in der Sonne glitzernde Schnee knirschte unter den Hufen unserer Pferde, aus deren Mündern in weißen, dichten Wolken der Atem quoll.

Anderson Pickets Gesicht, das aus einem um das Haupt geschlungenen, wollenen Shawl unter der breiten Krempe des grauen Filzhutes hervorschaute, der vermittelst eines um das Kinn und über den Hut hinwegführenden Bindfadens auf dem Kopfe befestigt war, hatte eine violette Farbe, und klappernd vor Frost schlugen seine weißen Zähne aufeinander, während er auf seinem Pferde neben mir hertrötelte. Er erlebte zum ersten Male einen Winter mit Eis und Schnee und litt hart unter der starken Kälte. Der besonders kalte Morgen mochte daher auch auf sein feistisches Empfinden wirken, und lange tröstete ich vergeblich.

Jeden Monat schickte er seiner Karolina einen Teil seines Lohnes zum Unterhalt, und das beschränkte seine Ersparnisse wesentlich. Zu dem, was er bereits seit dem Abschiede von den Seinen im Anfang des Jahres erübrigt hatte, mußte er noch, wie er behauptete, mindestens hundert Dollars haben, um sein sich vorgestecktes Ziel zu erreichen; bis er jedoch diese Summe besaß, war er noch für geraume Zeit von seiner Heimat verbannt, und heute meinte er, es kaum noch Wochen ertragen zu können, von ihr fern zu sein.

Wie gern hätte ich ihm geholfen; aber es lag nicht in meiner Macht, denn meine Mittel reichten nicht weit. — Als ich ihn auf seine zaghafte Frage, wie lange dieser furchtbare Winter wohl noch andauere, achselzuckend drei bis vier Monate angab, stöhnte er fast laut auf, und mit einem nochmaligen tiefen Seufzer meinte er nach kurzem Sinnen: er wolle sich denn auch wohl mit nur noch achtzig Dollars zufrieden geben, dann könne er wenigstens im Herbst nächsten Jahres, noch vor Beginn des zweiten Winters, wenn alles nach Wunsch ginge, zu seiner Karolina und seinem Jungen in die Heimat zurückkehren.

Wir waren, nachdem wir ein mächtiges Felsentor passiert hatten, dessen gewaltige Steinmassen sich steil gen Himmel erhoben, mittlerweile in einem größeren Talkessel angelangt, der im Norden, Süden und Westen von mehr oder weniger steilen Höhen umgeben wurde. Im Osten begrenzte ihn eine senkrechte, wild zerklüftete Felswand, an deren Fuß ein breiter Bach dahinschoß, der sich nach vielen Krümmungen durch das Felsengewirr nahe bei meiner Blockhütte in den Powder River ergoß.

Am Bache entlang führte nach Süden ein schmaler Paß abermals in die Berge, und hier nicht weit entfernt befand sich eine breite Schlucht, in der, von überhängenden Felsen geschützt, noch größere Massen trockenen Prairiegroßes standen. Dorthin hatten wir vor einigen Tagen meine Pferde getrieben.

Fast schmerzhaft wirkte die blendende Helle in dem schneebedeckten Talkessel auf die Augen, und sie unwillkürlich schließend ritt ich weiter; doch gleich darauf wurde ich veranlaßt, sie wieder zu öffnen. Anderson Picket hatte sein Pferd dicht an die Seite meines Gauls gedrängt, und mich mit der Linken am Arme packend, zeigte er mit der rechten Hand nach dem Bache.

„Oh George! Seht Ihr ihn?“ flüsterte er. „Es ist ein großes Tier, das uns für eine ganze Woche Fleisch liefern könnte.“

Ich folgte der angedeuteten Richtung mit den Augen und gewahrte am jenseitigen Ufer des etwa noch zweihundert Schritte entfernten Baches einen großen Wapitihirsch, der sich dort gelagert hatte.

„Zu dumm, daß wir unsere Büchsen daheim ließen!“ gab ich ärgerlich ebenso leise zurück. „Um mit unseren Sixshooters (sechskläufiger, großer Revolver) etwas ausrichten zu können, werden wir nicht nahe genug herankommen. Er wird bald über alle Berge sein. — Da! Er hat uns gesehen. — Er erhebt sich. — Er wendet sich nach Norden.“

„Oho! Die Gegend kenne ich; dort kann er schlecht hindurch“, rief Anderson hervor, indem er in fliegender Hast seinen Lasso

vom Sattelnopf nestelte. „Ich schneide ihm den Weg ab und — fange ihn. — Get up, old boy!“

In voller Karriere jagte der Neger in nördlicher Richtung davon.

„Anderson! Ihr seid toll! Haltet ein!“ rief ich, indem ich meinem Pferde ebenfalls die Sporen gab und ihm nachgaloppierte.

Mit Schrecken dachte ich an den mir wohlbekannten Bach voll Felsblöcken und großen Steinen, der jetzt auch noch an den Ufern mit dickem Eise bedeckt war. Ihn mußte mein Begleiter passieren, um zu dem Hirsche zu gelangen. Die einzige Möglichkeit aber, mit dem Pferde das jenseitige Ufer zu erreichen, war, hinüberzusetzen, und das beabsichtigte der Neger offenbar zu tun. Es war Wahnsinn. Bei dem Sprunge brach er sich das Genick. „Anderson haltet ein!“ schrie ich noch einmal mit der ganzen Kraft meiner Lungen.

Der Reiter hörte mich nicht, oder wollte mich nicht hören. Er raste unentwegt dem Bache zu.

Wir stockte der Atem; mein Herz klopfte mir bis an den Hals. — Da — heiß und kalt lief es mir über den Rücken — richtete sich Anderson, dicht am Bache angelangt, im Sattel auf, und was ich vermutet hatte, geschah: in weitem Bogen flog das Pferd mit dem tollkühnen Reiter über den Bach.

Schon glaubte ich Roß und Mann, sich überschlagend, am Boden liegend sehen zu müssen; aber nur das Pferd strauchelte. Anderson riß es jedoch wieder empor, bevor es vollends niedersank, und weiter jagte er dem jetzt vor ihm aufstehenden Hirsche nach.

Das mächtige Geweih im Nacken, versuchte das Tier springend schneller zu entkommen; es wollte ihm nicht gelingen und nun bemerkte ich, daß es auf einem Vorderbein anscheinend lahm war.

Auch ich war jetzt am Bache angekommen und ritt an dessen Ufer eilends weiter.

Anderson hielt, sich von Sekunde zu Sekunde dem Hirsche mehr und mehr nähernd, den Lasso in der Rechten weit von sich gestreckt. — Jetzt begann er denselben um den Kopf zu schwingen, und nun — fauste die Schlinge durch die Luft.

Ein lauter, freudiger Jauchzer aus dem Munde des Negers verkündete, daß dieser sein Ziel nicht verfehlt hatte, und jetzt sah ich auch, daß es der Fall war. Die Schlinge saß dem Hirsche um den Hals und über den zwei weit vorstehenden, spitzen Augensprossen des Geweihes.

Im nächsten Augenblick parierte Anderson seinen Gaul. Dieser, daran gewöhnt, wenn sein Reiter die Pferde einfieng, stemmte die Vorderbeine gegen den Boden. Das um den Sattelnopf geschlungene Seil des Lassos zog sich mit einem Ruck straff, und sich nach der Seite hin überschlagend, stürzte der Hirsch nieder.

Einige Sekunden lag er wie betäubt; dann war er jedoch schnell wieder auf den Beinen, und das vielzackige Geweih tief zur Erde geneigt, wandte er sich jetzt gegen Roß und Reiter.

Im Nu war Anderson aus dem Sattel; gleichzeitig gab er seinem Pferde einen Schlag, worauf es eilig davonlief.

Ihm nach sprang der Hirsch; doch rasch schlang der Neger nun das vom Sattelnopfe abgestreifte Ende des Seiles halb um den Leib und stemmte das linke Bein fest gegen den Boden. So wurde er eine Strecke in dem hochaufwirbelnden Schnee von dem keuchenden Hirsche fortgeschleift; dann verging diesem der Atem. Die Schlinge des Lassos schnürte ihm die Kehle zu, und laut röchelnd brach er in die Kniee.

Auch ich war aus dem Sattel gesprungen, hatte den Sirohooter aus der Tasche am Gürtel gerissen, und eilig von Fels-

block zu Felsblock springend und kletternd, gelangte ich an die andere Seite des Baches.

Währenddem band Anderson hastig das Ende des Lassos um den Stamm einer von der Felswand herabgefallenen, am Boden liegenden Pechtanne. Dabei lockerte sich die Schlinge an der Kehle des Hirsches. Mit einem keuchenden Laut sog derselbe den Atem ein, und sich erhebend, stürzte er sich abermals auf den Neger.

Dieser hatte jedoch das Ende des Lassos bereits wieder befestigt. Gewandt sprang er zur Seite und wieder überschlug sich der Hirsch an dem sich straff ziehenden Seile.

Anderson hatte jetzt auch seinen Sirohooter hervorgeholt. Bevor der Hirsch sich ganz zu erheben vermochte, war er an dessen Seite und die Mündung der Waffe dem Tiere auf das Blatt haltend, drückte er ab. Der Schuß krachte und, den Kopf zurückschnellend, sank der Hirsch tot nieder.

„By George! Es war doch nicht so leicht, wie ich mir dachte“, meinte Anderson, indem er den Sirohooter wieder in die Lederhülle am Gürtel steckte und sich vergnügt die Hände reibend, fuhr er fort: „Doch es war schon der Mühe wert. Lange hatten wir keinen Hirschbraten; jetzt haben wir wochenlang vollauf. — Nun? Freut Ihr Euch denn nicht auch, Sir?“ fügte er fragend hinzu und sah mich, wohl über mein Schweigen erstaunt, an.

„Es war mehr als tollkühn von Euch, über den Bach zu setzen“, erwiderte ich ernst und vorwurfsvoll. „Mir ist es noch fast unbegreiflich, daß Ihr nicht dabei das Genick brachtet.“

Der Neger schaute nach dem Bache und nickte. „Yes, Sir! Ihr habt recht; es war gewagt.“ Doch dann schüttelte er den Kopf und treuherzig meinte er: „Das Genick brechen? Ich? — No, Sir! Das hätte der liebe Gott meiner Karolina und meinem prächtigen Jungen nicht angetan. Nein, nein! Seht, wer wie ich auf dem Rücken eines Pferdes groß geworden ist, der weiß von keiner Gefahr mehr beim Reiten, und wenn es noch so toll ist. Als ich den Hirsch erblickte, dachte ich, es würde Euch Freude machen, ihn zu besitzen, und da ritt ich eben darauf los.“

Ich reichte ihm die Hand. „Ihr seid ein guter Kerl, Anderson. Dankt Gott immerhin, daß es so gut für Euch abgelaufen ist, und nun ans Werk!“

Wir zogen unsere Messer aus der Scheide am Gürtel und weideten den Hirsch aus. Dabei beschloßen wir, ihn, nachdem wir meine Pferde aufgesucht hatten, vermittelt des Lassos an unseren Sattelnopf zu binden und so auf dem schneeplatten Boden hinter uns her nach der Blockhütte zu schleifen.

„Es ist ein Ahtzehnder, Sir“, meinte Anderson, als wir das Wild ausgeweidet hatten. „Das große Geweih wird uns hinderlich sein, wenn wir den Hirsch nachher zum Schlitten machen, und überall an den im und am Wege liegenden Steinen und Felsblöcken hängen bleiben. Wäre es nicht ratsamer, wir trennten den Kopf vom Rumpfe und händen ihn dann oben auf den Körper des Hirsches?“

Ich stimmte ihm bei, und noch einmal gingen wir mit unseren Messern ans Werk.

„By George! Was ist das?“ rief Anderson gleich darauf erstaunt und zog aus den langen, dichten Haaren an der Brust des Hirsches einen schmalen Riemen, an dem ein kleiner fester Lederbeutel hing. „Seht nur! Das trägt das Tier um den Hals.“

Im höchsten Grade verwundert griff ich nach dem Beutel. — Etwas Hartes fühlte ich darin.

Schnell durchschnitt ich den Riemen und öffnete nach einiger Mühe das zugeschnürte Säckchen. — Ein Zwanzig-Dollar-Stück holte ich heraus.

„Was ist das?“ fragte nun auch ich. — Ich untersuchte den Beutel weiter und fand darin außer dem Goldstück noch einen Zettel; darauf stand mit Tintenstift geschrieben: „Wer uns das Geweih dieses Hirsches bringt, erhält von uns eine weitere Belohnung. James Brothers auf James Ranche.“

Lächelnd blickte ich Anderson an, dessen Augen starr auf mich gerichtet waren.

„By George! Ich verstehe nicht! Was bedeutet das?“ stotterte er verwirrt, indem er das Goldstück, welches ich ihm gereicht hatte, von einer Hand in die andere gleiten ließ.

Ich ahnte bereits den Zusammenhang. Die beiden Gebrüder James, zwei sehr reiche Engländer, besaßen etwa fünfzig Meilen von meiner Blockhütte entfernt inmitten der einsamen Berge ein im Schweizer Stil erbautes Haus, das entgegen dem entbehrungsreichen Leben im wilden Westen mit allen nur erdenklichen Bequemlichkeiten ausgerüstet war. Sie hatten die Absicht, eine jener großartigen Viehzüchtereien zu gründen, wie sie mehrfach in Wyoming betrieben wurden. Weniger war es ihnen dabei um den Vorteil zu tun, als von ihren Besitzungen im Westen Nordamerikas reden zu können, wenn sie sich daheim in England auf ihren Gütern befanden.

Die Brüder hatten nun im Frühjahr Besuch von einem Teil ihrer Verwandten und Freunde erhalten, unter denen Lords und Ladies die weite, besonders in Wyoming beschwerliche Reise nicht gescheut hatten, um einige Monate bei einem freien, ungebundenen Leben hauptsächlich dem Vergnügen der Jagd in den wildreichen und wildromantischen Bergen zu fröhnen.

Die tollsten Geschichten hatte man sich damals von diesen mit Glücksgütern reich gesegneten Leuten erzählt. Trappern, bei denen sie kampiert, hatten sie alles abgekauft und überreichlich bezahlt, was jene an erbeuteten Fellen besaßen. Männer, die ihnen als Führer gedient, hatten sie fürslich belohnt. Einem in einer Grube gefangenen Präriehasen hatte eine Lady eines ihrer Armbänder um den Hals gelegt und ihm dann wieder die Freiheit geschenkt, und ein Hirsch, der am Vorderbein verletzt, in eine sackartige Schlucht gehehrt, sich dort im Gestrüpp vertastet hatte und lebend in die Hände der Jäger gelangte, war, in ähnlicher Weise ausgestattet, wieder freigelassen worden.

Daß unsere Jagdbeute jener Hirsch war, unterlag kaum einem Zweifel.

Bescheiden lehnte mein Begleiter es anfangs ab, die zwanzig Dollars allein für sich in Anspruch zu nehmen; aber schließlich steckte er sie doch schmunzelnd in die Tasche, nachdem ich ihm wiederholt erklärt hatte, daß er doch allein den Hirsch erbeutet und ich ihm sogar noch für die in Aussicht stehenden, lange erwünschten Braten zu danken habe. — Als ich ihm dann andeutete, daß ihm vielleicht beim Abliefern des Geweihes an die Gebrüder James laut der auf dem Zettel versprochenen Belohnung noch einmal eine solche Belohnung zufiele, bemächtigte sich seiner eine große Erregung, wurde ihm in einem solchen Falle doch die Aussicht, mit den Seinen wieder vereint zu sein, um ein Bedeutendes näher gerückt.

Zum ersten Male verfehlte sein Lasso mehrfach das Ziel, als wir bald darauf die Pferde aufgesucht hatten und einige andere gegen die unserigen austauschten. — Die Erregung verließ ihn auch nicht, als wir dann, den Hirsch hinter uns herschleifend, nach meiner Blockhütte zurückkehrten.

Gleich am nächsten Tage machte ich mich mit ihm nach James Ranche auf den Weg. Wir trafen beide Brüder daheim, und ich wurde von ihnen wie schon einmal auf das freundlichste aufgenommen. Ausführlich mußte ich ihnen beim Glase Wein die Jagd auf den Hirsch schildern, und immer wieder sprachen sie ihr Bedauern aus, sie nicht mit uns erlebt zu haben. Anderson Bickets dabei erwiesene Kühnheit und Geschicklichkeit erregte ihre

höchste Bewunderung, und als sie von mir erfuhren, unter welchem Mißgeschick der Jäger zu leiden hatte, zahlten sie ihm bereitwillig als die für das Geweih versprochene Belohnung fünfzig Dollars aus.

Anderson faßte zuerst das ihm zu teil gewordene Glück gar nicht; dann aber war er außer sich vor Freude. Nun konnte er in wenigen Monaten heimkehren zu Weib und Kind.

Und so geschah es auch. Noch war der Winter nicht zu Ende, da nahm er, unfähig noch länger seine Sehnsucht zu unterdrücken, Abschied von mir, und zog in dem Glauben, der glücklichste Mensch auf der ganzen Welt zu sein, heim nach seinem sonnigen Texas. Ich erinnere mich seiner noch heute gern und gedenke dann stets voll Vergnügens der hier geschilderten, für ihn so erfolgreichen Jagd mit dem Lasso.

### Mus aller Welt.

C. K. Das Leben am tropischen Nil. Fesselnde Bilder aus dem Innern Afrikas enthält ein soeben in London erschienenes Buch „Service and Sport on the Tropical Nile“ von Kapitän C. M. Sykes. Dieser ging im Jahre 1897 nach Uganda, um sich an der Unterdrückung der Meuteret der sudanesischen Truppen zu beteiligen, und er blieb zwei Jahre im Lande. Er schildert mit Vorliebe die Pracht der Landschaftsbilde am Viktoriassee. „Als wir auf der entgegengesetzten Seite landeten“, schreibt er an einer Stelle, „erstiegen wir den Hügel, der von Blumen und Schmetterlingen schimmerte, und nun befanden wir uns im eigentlichen Uganda. Die Aussicht von diesem Hügel über den See war immer die bei weitem schönste. Die weite blaue Wasserfläche lag, wie ich sie damals sah, zu unseren Füßen wie Glas ausgebreitet und war, fast so weit das Auge reichte, mit Inseln bedeckt, die wie Edelsteine funkelten, und Küsten und Inseln waren mit prächtigen Bäumen und glitzerndem Grün bedeckt. Aber bald segt ein Sturm übers Wasser, der alles Schöne verdunkelt und alles in Aufruhr bringt. Majestätische Wasserstrahlen steigen feierlich empor, ständig zucken blendende Blitze, der Donner rollt ohrenbetäubend, und überall herrscht ein Chaos.“ Kapitän Sykes hat besonders auch die Lebensgewohnheiten der Eingeborenen zum Gegenstand seiner Studien gemacht. Die Art der Verfassung steht im engen Zusammenhange mit dem allgemeinen Kulturgrade dieser Völker. Von allen Bewohnern der Gegend am tropischen Nil stehen die Nubi auf der sozial niedrigsten Stufe. „Erwähnenswert ist auch folgende Beschreibung eines Tanzfestes im Sudan: „Die Instrumente, Trommeln und Hörner, verursachten einen entsetzlichen Lärm, der auf die Bezeichnung Musik eigentlich keinen Anspruch, wohl aber die Wirkung hatte, daß man sich versammelte: die Frauen, in leuchtende Farben gekleidet und mit Federn geschmückt, trugen große Stöcke in den Händen, die Männer waren nur leicht bekleidet. Einer der Haupttänze bestand darin, daß Männer und Frauen sich fränschneidend um die Musikanten drehten, den Körper in jede nur mögliche Stellung verrenkend. Der Aufwand an Geschicklichkeit war ein so geringer, daß Umstehende dem Tanze einfach beitreten konnten, der bis ins Unendliche fortgesetzt wurde. Sobald einer der Musikanten erschöpft nachließ, nahm sogleich ein anderer seine Stelle ein. Der Vorteil dieser Instrumente war eben, daß jeder sie handhaben konnte. Große Krüge mit Bier standen bei den Musikanten, die ihnen fleißig zusprachen; hier und da mußte auch ein Armster ein Solo ausführen, während die übrigen ihren Durst löschten. Die Männer sahen anmutig aus, wahre Wunder an Kraft und Behendigkeit. Manche waren in der Tat auch vortreffliche Tänzer, in ihren Bewegungen leicht und geräuschlos. Einer vor allen schwebt mir vor als der beste Tänzer, den ich je gesehen. Die Frauen können dagegen keinen Anspruch auf Anmut machen. Sie sollen Hüfte und Kniee naheaneinander schließen und tun das unter diesen Umständen Mögliche. Jeder schien einen eigenen Tanz gelernt zu haben, den er allein tanzte. Es war, als hätten sie ihn selbst erfunden; jeder fand für sich den Stil, der ihm am besten gefiel.“

C. K. Seltene alte Spitzen. Aus Paris wird berichtet: Niemals ist Spitze in allen ihren verschiedenen Arten so ausgedehnt zu den Details der Frauenkleidung gebraucht worden wie gerade jetzt. Alle Arten sind modern, von der seltensten und schönsten bis zu den Nachahmungen, die so geschickt gemacht sind, daß sie auf kurze Entfernung kaum zu unterscheiden sind. Die Nachahmungen werden auf dem Lande getragen, während die echte alte Spitze für besondere Gelegenheiten reserviert wird. Vor der Erfindung der Maschinen, die Spitzen arbeiten, gab es keineswegs eine Überfülle an Pointlance, Guipure, Sticerei oder Spitze.

Die echte, mit der Hand gearbeitete Spitze vererbte sich von Generation auf Generation, selbst die kurzen Stücke und Befäße und Inventare in den Testamenten gaben eine bis auf die kleinsten Einzelheiten gehende Beschreibung mit den Daten der Herstellung und dem Ursprungsort, so daß sich auch diese Kenntnis weiter vererbte. Die neuen Maschinenspitzen wurden bei ihrem Erscheinen so reizend gefunden, daß man die alten Reliquien jahrelang in ihren gelben Säckchen unten in der Schublade oder in einem Winkel des Schrankes liegen ließ. Plötzlich trat jedoch eine Reaktion ein, die die kostbaren Gewebe auf den Ehrenplatz zurückbrachte. Der Geschmack an alter Spitze wächst ständig. Aber die Kunst des Unterscheidens war lange das Vorrecht weniger, der Sammler und der Glücklichen, die Familienerbtümer besitzen, oder der Arbeiterinnen, die sich speziell mit dem Waschen und Ausbessern der Spitzen beschäftigen. Der Pariser „Gerald“ gibt eine interessante Übersicht der Hauptmerkmale einiger heute sehr beliebter Spitzen, durch die die besonderen Unterschiede gezeigt werden. Es ist ein gebräuchlicher Fehler, den Ausdruck Pointlace auf alle Arten Spitzen anzuwenden. Man kann Point nur in bezug auf Spitzen, die mit der Nadel gearbeitet werden, gebrauchen, und da stehen an erster Stelle venetianische Points. Die Hauptarten dieser Spitze sind: „Ausgeschnittene Points“, die der Stiderei nicht unähnlich sind, weil sie im Gewebe gearbeitet werden, und „festonierete Points“, die Blumenmuster in „Punto in aria“ verbinden, und das sind die modernen Guipurespitzen. Die erhabenen Blumen, die manchmal in zwei- und sogar dreifachen Schichten liegen, erhält man durch ein verborgenes angebrachtes Stückchen Schnur unter der Arbeit. Unzählige zierliche Muster in durchbrochener Arbeit füllen die Mitte der Blumen, die von geometrisch gearbeiteten Stichen umsäumt werden. Das Bestreben der modernen venetianischen Spitzenarbeiterinnen ist es, die erhabene Arbeit zu unterdrücken, woraus sich der „Rosentisch“ ergibt. Dies ist die wunderbarste Arbeit, die unendliche Verschiedenheiten hat und allen Versuchen einer Beschreibung spottet. Mençon Point ist die Herrscherin im Reiche der schönen Spitzen. Sie wird in regelmäßigen Maschen gearbeitet. Alte Mençonspitze wurde in großen, moderne in sehr kleinen Maschen gearbeitet. Point lace unterscheidet sich von allen Arten durch Festigkeit, Höhe der erhabenen Arbeit und Reichtum der Muster. Charakteristisch für Argentanspitze, die manchmal irrtümlich für Mençon gehalten wird, ist der Gebrauch feiner und großer Maschen auf demselben Grund. Auch wird die Masche gedreht, statt in Knopflochstich gearbeitet, und mit gedrehtem Faden bedeckt. Diese Blumen sind groß, kühn und kompakt, ähneln manchmal den venetianischen Spitzen und haben eine prächtige Wirkung. Die Brüsseler Spitzen entstanden aus den Mençonspitzen, sie unterscheiden sich aber durch die wunderbare Feinheit der Maschen und die Zartheit der Muster, ohne erhaben zu sein, und durch den Reichtum der Durchbrucharbeit. Englische Points werden in Flandern gearbeitet auf einem Grund in Nadelstich mit applizierten Blumen, die vorher in Nadelstich oder mit dem Schiffchen gearbeitet sind. Von den verschiedenen Spitzenarten, die mit Schiffchen gearbeitet sind, zeichnen sich Valenciennespitzen durch ihre außerordentliche Flachheit aus, die sich bis auf die Ornamentierung erstreckt. Seit dem 18. Jahrhundert hat sich nur der Grund geändert, und heutzutage werden die „Plats“ oder „dessus“ flach auf ein Gitterwerk viereckiger Stiche gelegt. Mechener Spitzen sind am allerzartesten, die Muster sind viel ätherischer als die der Valenciennes. Früher wurde für Mechener und Valenciennes der als „fond de neige“ bekannte Spitzengrund genommen. Heutzutage besteht der Grund aus runden, außerordentlich leichten und feinen Maschen, wodurch das Blumenmuster wie Stiderei erscheint. Schwarze oder weiße Chantillyspitzen zeichnen sich durch ihre Muster aus, die Krüge, Vasen, Blumenkörbe oder Körbe mit Guirlanden zeigen. Früher war das Netzwerk rautenförmig; jetzt hat es dieselbe Form wie das der Mençonspitzen.

(Nachdruck verboten.)

**Bilderrätsel.**



**Silberrätsel.**

Alba, Birke, Bauer, Orgel, Buren, Hobel, Ankunft, Nora, Morse.

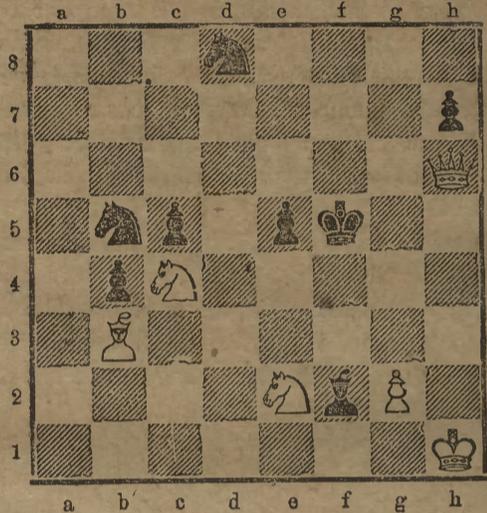
Aus jedem der vorstehenden Wörter ist durch Umtausch einer Silbe ein neues Wort zu bilden und zwar derart, daß die neu eingefetzten Silben im Zusammenhang eine erhabene Mahnung darstellen.

**Charade.**

Das Erste hat jede Ware,  
Das Zweite wünscht die Maid.  
Das Dritte ist unser Leben,  
Den Völkern bringt es Leid.  
Zum Ganzen lad' ich heut Dich ein:  
Man führt es auf im Sportverein.

**Schachaufgabe.**

Von B. Kosel.



Weiß.

(6+8)

Weiß zieht und setzt mit dem 3. Zuge matt.

**Auflösung des Bilderrätsels.**

Schwimmschule.

**Auflösung des Abstrichrätsels.**

Himmelfahrt.

**Auflösung der Logogriphe.**

1. Schanze, Schande. 2. Brut - Braut.

**Auflösung des Silberrätsels.**

Palme, Albert, Graben, Arthur, Nette, Irngard, Nadel, Iris. -- P a g a n i t.

**Auflösung der Geheimschrift.**

Bei der ersten Liebe glaubt man immer, es wäre die letzte, und bei der letzten, es wäre die erste.

**Auflösung der Skataufgabe.**

Kartenverteilung:

B. a, b, dB, a10, K, D; bA, 10; cA, D.  
M. cB, aA, 9, 8, 7; c10, K, 9, 8; d7.  
S. bK, D, 9, 8; dA, 10, K, D, 9, 8.  
Erat: b7, c7.

Spiel:

1. B. aB, a7, d8
  2. B. bB, a8, d9.
  3. B. dB, cB, dA (-15)
  4. M. d7, dD, cD (-6).
  - Abwerfen ist noch am besten.
  5. S. dK, aD, c8
  6. B. cA, c9, b8
  7. B. bA, a9, bK (-15)
  8. M. cK, b9, a10
  9. B. b10, aA, bD (-24)
  10. M. c10, d10, aK.
- Die Gegner sind somit auf 60 gekommen.

Richtige Lösungen gingen ein von: August Schwantes, Bertha Esch, Martha Baumann, Charlotte Köbber, Kurnik, Emil und Ella Kronheim, Nordmann, Irngard Wagner, Kößlin, Julie Bukofzer, Profemann, Elsa König, Bromberg. Gertrud und Max Wzontek, Wrottschen, Dorothea Aron, Leo u. Hedwig Seelig, Carola Bewiger, Zachartiewicz, Bromberg.